

**KARINE TUIL**

# **DIE LIEBES HUNGRIGEN**

*Roman*

Aus dem Französischen von  
Maja Ueberle-Pfaff und Alexandra Baisch

dtv

Sie machen einen wirklich netten Eindruck.  
Warum wollen Sie sich in einem so schmutzigen  
und gemeinen Bereich wie der Politik engagieren?

Barack Obama, *Hoffnung wagen*

Ich weiß etwas, das niemand sonst weiß.  
Sie brauchen Alkohol, um zu leben.

Marguerite Duras, *Der Liebhaber*

I

# DAS KAPITAL

Weißt du, was Kapitalismus ist?  
Angeschissen werden!

Brian de Palma, *Scarface*

Lehmans erster Blick am Morgen galt der aktuellen Bestsellerliste, er wollte prüfen, auf welcher Position sein neuestes Buch stand. Erst danach schluckte er einen Angstblocker, in der Regel Xanax, aber auch Lexotanil vertrug er gut. Selbst wenn er nachts, von Schlaflosigkeit geplagt, aufstand, um etwas zu trinken, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, die Spitzentitel der Woche vor seinen müden Augen vorüberziehen zu lassen. Auf den ersten Rängen stand immer der reinste Schund. Bücher mit schwachsinnigen Titeln wie *Das Glück schließt um 14 Uhr*, *Altern passiert im Kopf*, *Mit fünfzig fängt dein zweites Leben an*, ausgebrütet von verzweifelten Verlegern als Marketingstrategie. Rekordzahlen hatte *Mein Leben ohne Sex* erreicht, ein von einer hübschen dreißigjährigen Journalistin verfasstes Manifest, das ein halbes Jahr lang zwischen dem ersten und dem zweiten Platz pendelte. Im Zeitalter der sexuellen Freizügigkeit war die Enthaltensamkeit in Mode gekommen. Lehman hatte das Buch angewidert gelesen. Ein Leben ohne Sex erschien ihm unmöglich. Es war nicht nur qualvoll, sondern auch gefährlich. Das gesamte menschliche Leben spannte sich doch zwischen zwei Punkten auf, der Geburt und dem Tod. Dazwischen bot lediglich der Sex eine ernstzunehmende Alternative zum Suizid.

An manchen Tagen konnte Lehman mit unbändiger Freude konstatieren, dass er mehrere Plätze hochgerückt war, und einmal hatte er sogar Marc Levy überholt. Aber meistens rutschte er ab, -5, -16, -56; der Nervenkitzel jeden Morgen war fast unerträglich. Das wichtigste Ziel bestand darin, nicht unter die Hundertermarke zu sinken, denn wenn das geschah, war man gesellschaftlich erledigt.

An jenem Morgen bewegte sich sein Buch – eine Romanbiografie über Karl Marx mit dem Titel *Die Liebe und der Kampf* – zwischen dem 95. und dem 99. Platz. Ein mittelmäßiger Titel, und noch dazu dieses agitatorische Ausrufezeichen, eine glatte Fehlentscheidung. Er wollte den Roman ursprünglich *Die eiskalten Wasser egoistischer Berechnung* nennen, aber sein Verleger hatte für einen zugkräftigeren Titel plädiert, den brauche man, wenn man die breite Öffentlichkeit gewinnen wolle. Sein letztes Buch, *Der Aufschwung*, hatte sich in der Kategorie Essay fünfzehn Wochen lang unter den Top 5 gehalten, aber damals stand er auch kurz vor seiner Wahl zum Staatspräsidenten. Zu Tausenden waren seine Anhänger aus ganz Frankreich zusammengeströmt, hatten in überhitzten Sälen seinen Namen skandiert und bereitwillig zwanzig Euro für die ambitionierte Nationalerzählung springen lassen, von der er keine einzige Zeile selbst verfasst hatte.

Seit er nach einer chaotischen fünfjährigen Amtszeit im vergangenen Jahr nicht wiedergewählt worden war, widmete sich Lehman der Erziehung seiner kleinen Tochter Anna, die er einundsechzigjährig mit seiner zweiten Ehefrau, der deutschen Schauspielerin Hilda Müller, bekommen hatte, und der Vermarktung seines Romans, für den er, wie er stolz

herumerzählte, dreißig statt der üblichen zehn bis zwölf Prozent Autorenhonorar kassiert hatte. Bei Buchproduktionen, hatte er feststellen müssen, rangierten die Autoren in finanzieller Hinsicht an letzter Stelle.

Lehman hasste die Pariser Verleger, diese Schacherer, die sich als Linke gerierten, ihre Autoren jedoch mit mickrigen Vorschüssen und läppischen Prozentsätzen abspeisten. Meist knöpften sie ihnen auch noch die Hälfte der audiovisuellen Rechte ab und scheuchten sie zu Talk-Shows und auf Literaturfestivals, wo sie sich zum Affen machten und als Entschädigung gerade mal einen Taxigutschein erhielten. Mit diesem Pack kam er nur zusammen, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Welche Arroganz! Die Herablassung, mit der die Verleger ihn behandelten, als wäre er ein Kulturbanause, ihr heuchlerisches Verhältnis zum Geld – er hatte nicht übel Lust, ihnen den ganzen Mist unter die Nase zu reiben, mit dem sie die Gewinne einstrichen, die sie angeblich so verachteten, zumal, wenn ein Autor sie für sich reklamierte. Vor allem auf seinen Ex-Verleger war er schlecht zu sprechen, denn der hatte es nur wenige Tage nach Lehmans Wahlschlappe gewagt, den Vorschuss zurückzuverlangen, den er ihm für einen Text mit dem Arbeitstitel *Die Zukunft gehört uns* gezahlt hatte. Ohne eine konkrete politische Zukunft für Lehman sei das Buch irrelevant geworden. Was wussten diese Leute, die nie aus ihrem Pariser Literatenviertel herauskamen, denn schon vom realen Leben in Frankreich?

An jenem Morgen also glitt sein Buch vom 97. Listenplatz unaufhaltsam dem Abgrund entgegen. Dennoch hatte Lehman allen Grund zur Hoffnung: Ein Sender der

Öffentlich-Rechtlichen hatte ihn als Hauptgast zu der Polit-Talkshow *Die Stunde der Wahrheit* eingeladen. Nach der Ausstrahlung würde sein Buch auf den ersten Platz hochschießen, im ungünstigsten Fall auf den zweiten, sollte Marc Levy bei France TV in *Ihr Part!* auftreten. Diese glückliche kommerzielle Fügung wäre zwar nur von kurzer Dauer – vierundzwanzig, maximal achtundvierzig Stunden –, aber sie würde es ihm ersparen, dass er zusätzlich zum Alkohol auch noch Beruhigungsmittel schlucken musste. Die Sendung, hoffte Lehman, würde ihm einen Neustart beschere- ren, oder wenigstens zehntausend weitere verkaufte Buch- exemplare. Das hatte ihm der kaufmännische Leiter des Verlags zugesichert. Starjournalist Bernard Breguettes, der seit vierzig Jahren geschickt zwischen Politik und Unter- haltung manövrierte, je nachdem, welchen Kurs die Direk- tion einschlug, würde das TV-Interview führen. Der alte Beau, inzwischen fünfundsechzig, Markenzeichen gefärbte Haare und Sonnenbankbräune, hielt sich hartnäckig. Da- bei hatte er nie Rückgrat bewiesen, und auch von seinen intellektuellen Fähigkeiten war Lehman nicht überzeugt – der Mann tat, was man von ihm verlangte, nichts weiter. Ebenfalls am Gespräch teilnehmen würde die Journalistin Rachel Pilote, siebenundfünfzig, die Feindseligkeit in Per- son, hässlich wie eine Kröte. Es war unmöglich, sie nicht zu verabscheuen, wenn sie einem ihre Verbissenheit wie eine internationale Norm aufzwang. Pilote, ehemals gefürchtete Mitarbeiterin bei *Le Monde*, hatte ihre glorreiche Zeit hinter sich, sie war nur noch eine jämmerliche Gestalt, seit man sie aus der Redaktion der großen Tageszeitung entfernt hatte. Lehman würde sie zu nehmen wissen, er durfte sich einfach

nicht auf ihre bohrenden Fragen einlassen. Sie würde ihm ein wenig die Zähne zeigen, um den Eindruck zu erwecken, dass sie ihm die Stirn bot, dass sie eine Frau war, die sich gegen Männer behaupten konnte, eine Feministin, die sich zugleich gern nachsagen ließ, sie habe Eier. Ihre Karriere beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk neigte sich definitiv dem Ende zu, es sei denn, sie würde den verbliebenen Mitgliedern des Verwaltungsrats einen blasen, aber seit MeToo war das wohl keine Option mehr. Deutlich lieber als Rachel Pilote war Lehman Najat Assaoui, eine attraktive junge Frau um die dreißig, vernünftig und geschmeidig, in ihren Interviews unnachgiebig, aber nie aggressiv, die würde es weit bringen. Assaoui hatte verstanden, dass es mehr brachte, Lehman um den kleinen Finger zu wickeln, und sie scheute sich nicht, mit einem tiefen Ausschnitt auf Sendung zu gehen, der ihren üppigen Busen erkennen ließ – ob Natur oder Silikon, völlig egal. Jedenfalls machte sie keinerlei Anstalten, wie ein Kartoffelsack oder ein Mann daherkommen, um dem neuen feministischen Diktat zu gehorchen. Sie drohte nicht gleich mit einer Klage wegen sexueller Belästigung, wenn man ihr ein Kompliment zu ihrem Aussehen machte, und allein schon dafür zollte Lehman ihr Anerkennung. Im Gegensatz zu Pilote, die ihm grollte, seit er ihr den Zugang zu seinem Wahlkampfteam verwehrt hatte: Wenn man sich schon eine Journalistin von *Le Monde* aufhalste, sollte sie wenigstens sexy sein.

Am Ende wurde es ein *grauenvoller* Tag. Die Sendung, die er seinen guten Verbindungen zur Intendanz von France Télévisions verdankte, verlief ganz und gar nicht nach Plan. Zwar wagte sich Breguettes, feige wie immer, nicht aus der

Deckung, dafür drosch Pilote erbarmungslos auf ihn ein. Lehman beantwortete gelassen selbst die bissigsten Fragen nach seiner politischen Bilanz – er wollte Pilote zugestehen, sich vor ihren Vorgesetzten und den Zuschauern auf den heimischen Sofas als unabhängig, unbestechlich und frei zu inszenieren –, bis sie die drohende Anhörung vor der Pariser Staatsanwaltschaft wegen Vorteilsnahme und Korruption erwähnte. Er hatte sich ausbedungen, dass dazu keine Fragen gestellt würden, und wehrte sich gereizt mit einem Gegenangriff: »Schämen Sie sich nicht, im öffentlich-rechtlichen Fernsehen solchen Gerüchten Raum zu geben? Bis zum heutigen Tag habe ich keinerlei gerichtliche Vorladung erhalten.«

Am Schluss der Sendung versetzte ein gewisser Richard ihm den Gnadenstoß. Der zweiundsiebzigjährige Studiogast war Sozialhilfeempfänger und warf Lehman vor, die Hoffnungen der unteren Bevölkerungsschichten verraten zu haben: »Fakt ist, dass Sie kein Linker mehr sind! Sie sind wie Tony Blair, der die Arbeiter der alten Labour Party verraten hat, um gemeinsame Sache mit den Bossen zu machen, der dafür gesorgt hat, dass die Linke rechts wird. Sie sind wie Schröder, der sich von Putin kaufen ließ! Sie haben den Unternehmen Geschenke gemacht, die soziale Frage vom Tisch gefegt, die Immigranten und die Opfer rassistischer Anfeindungen ignoriert, Sie haben die Werte der Linken mit Füßen getreten. Sie waren einfach nur die Marionette der Pariser Eliten im Dienst des Großkapitals!«

Oho, dachte Lehman, gleich geht das Lamento über die Verschwörung des Weltjudentums los, über die Lobby an den Schalthebeln der Macht. Aber er geriet nicht ins Wan-

ken, mit derart grobschlächtigen Angriffen konnte er sich aus und hatte sich längst ein dickes Fell zugelegt: »Ich verkörpere eine Linke, die die Unternehmer nicht fürchtet. Linkssein bedeutet, sich für gleiche Chancen für alle in der Arbeitswelt und beim Zugang zu Bildung einzusetzen, es bedeutet, jedem und jeder die Möglichkeit zu geben, das eigene Leben zu ändern ...«

Doch dieser Richard war nicht zu bremsen. »Sie haben Frankreich ins Verderben gestürzt. Sie werden gehasst, Monsieur Lehman, Sie werden gehasst!«, rief er. Worauf Lehman mit einem Zitat von Mitterrand aus dem Jahr 1968 antwortete: »Ich bin der meistgehasste Mann Frankreichs. Das gibt mir eine kleine Chance, eines Tages der beliebteste zu sein.« Er hätte dem Typ auch alle möglichen Dinge an den Kopf werfen können – er neigte zur Impulsivität, wenn sich der Alkoholentzug bemerkbar machte –, aber er ließ sich seine Wut nicht anmerken, als er das Studio verließ, immerhin, das gelang ihm noch. Schwitzend unter seinem weißen Hemd eilte er zu seiner neun Quadratmeter großen Garderobe, wo ihn die gesamte Direktionsebene des Senders mit billigem Wein und gummiartigen Petit Fours empfing – die Öffentlich-Rechtlichen waren knapp bei Kasse –, zehn Profis mit dunklen Augenringen, die in den letzten zwei Stunden angestrengt auf kleine Studiomonitore gestarrt hatten, auf die Bilder eines Mannes ohne politische Zukunft, und anschließend offenkundig lieber nach Hause gegangen wären, um ihre Netflix-Serie weiterzugucken. Auch sie wahrten die Contenance und versicherten Lehman ein ums andere Mal, die Sendung sei ganz großartig gelaufen und er »kämpferisch übergekommen« – eine höfliche Formu-

lierung für die Tatsache, dass sie ihn als aggressiv empfunden und sich gelangweilt hatten. Lehman stand im politischen Abseits, doch blieb er ein Ex-Präsident, er hatte sich die mit dem Amt verbundene Aura erhalten. Auch ohne greifbare Machtposition spielte er noch mit in der Liga der Einflussreichen. Noch schenkten sie ihm Gehör, die Mächtigen dieser Welt, die ungehemmt Rundfunksender und Zeitungen aufkauften, offiziell, um sie vor der Insolvenz zu retten / ihnen zu helfen / sie zu unterstützen. Eigentlich aber ging es darum, die eigene Macht zu festigen, indem man die Journalisten in die Arena der Prekarität stieß, wo sie sich gegenseitig zerfleischten, und danach pickte man sich die Unterwürfigsten heraus.

Journalisten, spottete Lehman gern, waren ein Produkt wie jedes andere, man nahm sie aus dem Regal, sobald das Verfallsdatum erreicht war. Und genau wie ein Schweizer Armeemesser, das man zögert wegzuworfen, konnte Lehman noch von Nutzen sein. Er hatte alle politischen Krisen, alle Niederlagen, sogar das Konjunkturtief überstanden. Er war noch da, aufrecht, umtriebiger, er durchquerte die Flure von France Télévisions festen Schrittes und angriffslustig, obwohl er davon ausging, dass weiterhin ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt war. Die Journalisten brauchten ihn für ihre Storys und Statements, Wichser allesamt, aus miesepetrigen Redaktionen, sie zogen ihn in den Schmutz, damit sie bei Geschäftsessen damit prahlen konnten, dass sie einem Präsidenten so richtig eine verpasst hätten. Die Politik, der er sein ganzes Leben gewidmet hatte, war zu einem Wettbewerbsfeld im Weitwissen verkommen.

**Trinken.** Es war fast neun Uhr abends, und  
Lehman hatte noch nichts getrunken,  
die Anspannung zerriss ihn schier, brachte seinen inneren  
Mechanismus aus dem Takt; er spürte, wie seine Hände  
zitterten, eine plötzliche Hitzewelle überrollte ihn,  
Schweißperlen rannen ihm den Rücken hinunter. Er musste  
dringend etwas **trinken**,  
der Gedanke ließ ihm keine Ruhe, die Aufzeichnung  
der Sendung hatte später begonnen als vorgesehen,  
und nach neunzehn Uhr machte der Alkohol seine  
tyrannische Herrschaft geltend,  
die Minuten zählten doppelt, die Fahrt im Aufzug schien  
eine Ewigkeit zu dauern,  
sein ganzes Denken kreiste nunmehr um seinen Durst.  
Im Aufzug begegnete er seinem Spiegelbild.  
Mit den Jahren ähnelte er zunehmend dem italienischen  
Regisseur Nanni Moretti:  
dieselbe schlanke, straffe Gestalt, ein längliches Gesicht,  
dichtes, lässig zerzaustes braunes Haar,  
ein kurzer, gepflegter Bart, von weißen und grauen Strähnen  
durchzogen, dunkle, scharf blickende,  
immer verschattete Augen.  
Vor dem Eingang von France Télévisions  
passten ihn zwei Frauen um die  
sechzig ab und baten ihn um ein Autogramm.  
Normalerweise hätte er sich die Zeit für eine kurze Plauderei  
genommen, er hätte ihnen zugehört,  
für jede ein paar nette Worte gehabt,  
er war von Natur aus freundlich und zugänglich, er mochte  
die Menschen,

brachte ein intuitives Verständnis für sie auf, wie ein echter  
Revolutionsführer. Aber diesmal war es ihm unmöglich;  
er beschleunigte den Schritt, deutete nur ein verkrampftes  
Lächeln an und nahm im Vorübergehen die Enttäuschung  
der beiden Frauen wahr:

*Er ist gar nicht so sympathisch, er ist nicht mal stehen geblieben,  
er trägt die Nase hoch, obwohl er nichts mehr zu sagen hat –  
es perlte an ihm ab, der Durst nahm seinen gesamten  
geistigen Raum in Anspruch.*

### **TRINKEN**

In Begleitung seiner Personenschützer steuerte er auf  
seinen Dienstwagen zu, der vor dem lang gestreckten  
Glasbau parkte.

Er hatte die Pressesprecherin seines Verlags genötigt, mit dem  
Taxi zurückzufahren,  
er wollte sie nicht mitnehmen, er hatte nicht die Kraft, sich mit  
ihr zu unterhalten,  
sich ihre Kommentare zur Sendung anzuhören.

### **TRINKEN**

Neben dem Wagen stand Jun, seit fünfundzwanzig Jahren  
sein Chauffeur, an der Leine den sanftmütigen  
Pyrenäenberghund Nabucco.

Wie seinen Vorgängern hatte man Lehman das Tier zum  
Amtsantritt überreicht, ein Danaergeschenk,  
das er nur aus Furcht vor öffentlicher Missbilligung  
behalten hatte.

Er konnte Haustiere nicht ausstehen, und doch war ihm  
dieses mit der Zeit ans Herz gewachsen. Inzwischen,  
dachte Lehman mit einigem Entsetzen,  
war Nabucco wohl das einzige Wesen, das ihm

wahrhaftige Liebe entgegenbrachte, das einzige, auf das er sich verlassen konnte. Kaum entdeckte Nabucco sein Herrchen, drehte er sich japsend um sich selbst, sprang an ihm hoch und ließ seiner Freude freien Lauf.

Im Fond des Wagens zog Lehman, noch bevor er sein Telefon wieder einschaltete, einen Flachmann aus der Tasche und genehmigte sich einen kräftigen Schluck.

In Sekundenschnelle löste sich die Anspannung, der Alkohol übertünchte jede innere Zerrissenheit. Lehman öffnete das Fenster einen Spalt und strich mit der Hand über das seidige Fell des Hundes.

Vor seinen Augen erstreckte sich Paris, seine Stadt, an deren unwiderstehlicher Schönheit, besonders in der Abenddämmerung, er sich nicht sattsehen konnte. Wenige Meter vor den Glaswänden rings um den Eiffelturm, errichtet, um Terrorangriffe zu verhindern, versuchten Migranten und Obdachlose auf dem nackten, von Müll übersäten Boden Schlaf zu finden. Sie hatten sich eingerollt in verschlissene Decken, deren neutrale Farben sagten, dass sie unsichtbar bleiben mussten. Ihre dicht an sie geschmiegt Hunde waren ihnen Wärmequelle und Suizidprävention zugleich. An den Seineufern reihten sich Dutzende provisorische Camps aneinander, zwischen denen dunkle, schattenhafte Gestalten umherirrten. Lehman beobachtete sie durch das Seitenfenster – »Wenn ich Präsident bin, wird niemand mehr auf der Straße schlafen; wenn ich Präsident bin, wird der Zugang zum Wohnungsmarkt höchste politische Prio-

rität haben« –, als sein Handy klingelte. Seine Frau Hilda. Sie teilte ihm mit, dass sie mit dem Abendessen nicht auf ihn warten könne, sie habe eine Schlaftablette genommen und sei zum Umfallen müde, buchstäblich erschöpft. Ihre Stimme verriet ein schlechtes Gewissen, die Angst vor Schuldzuweisungen. Am liebsten hätte er gesagt: »Erschöpft wovon? Du bist Schauspielerin, du schufstest nicht in einer Fabrik«, aber er verkniff sich jeden Kommentar. Er hatte das unangenehme Gefühl, zunehmend in die Rolle eines Vaters zu schlüpfen, aber im Grunde kam ihm das gelegen. Sie würde schlafen, und er konnte trinken, ohne sich Vorwürfe und ihre anklagend-mitleidigen Blicke einzuhandeln.

Der Wagen hielt an einer roten Ampel. Plötzlich tauchte vor ihnen eine gespenstische, erschreckend dürre Gestalt mit zerkratztem Gesicht, geweiteten Pupillen und blutunterlaufenen Augen auf, eine Frau, oder auch nicht, die seltsam vor und zurück wankte. Als »sie« den Mund öffnete, um etwas zu sagen, sah Lehman, dass sie fast keine Zähne mehr hatte. Jun trat aufs Gas – mit einem Präsidenten auf dem Rücksitz konnte alles zur Bedrohung werden. »Sie sieht aus wie eine Killerpuppe aus den Horrorserien, die spät-abends auf M6 laufen«, bemerkte Jun, während die ausge-mergelte Gestalt hinter dem Wagen herlief und ihnen mit heiserer Stimme etwas hinterherbrüllte. Lehman verstand nicht, was sie wollte.

»Sie braucht Geld«, erklärte Jun ungefragt, »wie alle. Man kann nicht mehr vor die Tür gehen, ohne angebettelt zu werden.« Nabucco fing an, wütend zu bellen. »Sie dröhnen sich mit einer neuen Droge zu, *Tranq* oder Xylazin, eigent-

lich ein Betäubungsmittel für Tiere. Die Wirkung ist zehnmal so stark wie bei Heroin oder Crack«, fuhr Jun sachkundig fort, »und das Zeug frisst sich in Kopf und Körper wie Wundbrand.«

Lehman erschauerte und griff erneut nach seinem Flachmann. Die Welt war kalt, individualistisch und brutal geworden, wie sollte man in ihr überleben, ohne sich zu betäuben?

Durch Zufall hatte Lehman entdeckt, dass Richard Nixon, der 37. Präsident der USA, dem seine engsten Berater einen harten, undurchsichtigen Charakter attestierten, seine geheimsten Gedanken einem Diktafon anvertraute, das er wie ein therapeutisches Werkzeug einsetzte. Der Präsident, der in der Öffentlichkeit mit seinen Emotionen immer äußerst sparsam umgegangen war, enthüllte in jenen Momenten, wie es wirklich in ihm aussah, offenbarte seine Zweifel und Ängste. Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt hatte auch Lehman angefangen, ein Audio-Tagebuch zu führen. Er sprach über Politik, aber auch über Privates, vor allem über das Scheitern seiner Ehe mit der zwanzig Jahre jüngeren Hilda.

Als er nach dem Fernsehinterview zu Hause ankam, musste er feststellen, dass Hilda sich im Gästezimmer eingeschlossen hatte; seit einem Jahr schliefen sie in getrennten Zimmern und hatten keinerlei sexuelle Beziehung mehr. Ihm war klar, dass sie einen anderen hatte – und es berührte ihn *nicht im Mindesten*. In dieser Gleichgültigkeit, die sie nicht einmal mehr zu kaschieren suchten, manifestierte sich der Zerfall ihrer Ehe, auch wenn keiner von beiden den Mut fand, das Wort »Scheidung« auszusprechen. Die Existenz ihrer kleinen Tochter diente als Alibi für ihre

Passivität. Im Schummerlicht am Küchentisch sitzend, eine halbleere Weinflasche in greifbarer Nähe, das Diktafon in der Hand, rekapitulierte Lehman das Scheitern seiner Ehe.

Wenn ich nach Hause komme, schläft Hilda schon. Unser gemeinsames Leben besteht darin, einander aus dem Weg zu gehen.

Lange galten »die Lehmans« als Power-Paar – die Verbindung zweier Ikonen steigert die Medienpräsenz, sie macht ein Paar erfolgreicher. Sie lachten einem von zahlreichen Zeitschriftencovern entgegen, und es war sogar ein Buch über sie erschienen, in dem zwei kritische Journalistinnen öffentlich mit ihnen abrechneten.<sup>1</sup> Lehman hatte vergeblich versucht, die Publikation zu verhindern. Inzwischen faszinierten die Lehmans weniger durch ihre Macht als durch die freimütige Art, wie sie mit deren Verlust umgingen.

Hilda Müller und Dan Lehman waren sich acht Jahre zuvor bei einer Veranstaltung des Kulturministeriums begegnet, auf der ein Biopic der deutschen Feministin Helke Sander gezeigt wurde. Hilda entstammte einer bürgerlich-intellektuellen deutschen Familie, galt als Muse des Autorenfilms und hatte gerade den Deutschen Filmpreis als beste Hauptdarstellerin erhalten. Sie war fünfunddreißig, eine schöne, willensstarke blonde Frau mit braunen Augen, nicht unähnlich den Filmheldinnen von Bergman oder Cassavetes. Lehman war zu jener Zeit Minister für Wirtschaft und Finanzen und

---

<sup>1</sup> *Die Lehmans, ein Paar an der Macht*, von Jacqueline Pouchet und Nathan Weill, Albin Michel, Amazon Bestseller-Rang: 106.362

mit Marianne Bassani verheiratet, einer Schriftstellerin mit italienischen Wurzeln. Sie führten seit fünfundzwanzig Jahren ein zufriedenes, ausgeglichenes Familienleben und hatten über lange Jahre auch ein aktives Sexleben. Was Lehman allerdings nicht davon abhielt, Hilda ein paar Tage später zum Essen einzuladen und ihr nach einem ausführlichen Gespräch über die Profundität ihrer Schauspielkunst zu verkünden, sie werde eines Tages seine Ehefrau und die Mutter seines Kindes sein – die üblichen Banalitäten, die ein Alpha-Mann von sich gibt, wenn er eine Frau ins Bett kriegen will. Doch nur wenige Wochen später, nachdem er mit ihr geschlafen hatte, entwickelte er *Gefühle*; die Liebe ist häufig nur eine Frage der Erektion. Von da an führte er ein Doppelleben, bis er sich auf Betreiben seiner Parteispitze dazu entschloss, bei den Präsidentschaftswahlen zu kandidieren. Kurz darauf erschien in der Presse ein Foto von ihm und Hilda, aufgenommen in einem Park in Nantes, bei einem heimlichen Rendezvous am Rande einer Konferenz, zu der Marianne Lehman nicht begleiten wollte. Ihm blieb keine andere Wahl, als einer Scheidung zuzustimmen und Hilda im kleinsten Kreis im Rathaus des 18. Arrondissements zu heiraten. Hilda, die sich auf dem Höhepunkt ihrer Karriere befand und bereits mit internationalen Größen des Filmgeschäfts gedreht hatte, stand den gesamten Wahlkampf über an seiner Seite, berauscht von dem Adrenalin, das Stimmenfang und Starkult freisetzen. Die Franzosen liebten sie, waren von ihrer Schönheit bezaubert, ihrer Mischung aus Noblesse und Fabelwesen. Sie zeigte großen Einsatz, absolvierte unzählige öffentliche Auftritte, unterstützte karitative Einrichtungen – eine Zeit lang waren Lehman und sie ein Traum-

paar im wahrsten Sinn des Wortes. Hilda sei verantwortlich für die physische Veränderung des Präsidentschaftskandidaten, hieß es, denn der Kandidat, der bisher wenig für seinen Körper getan hatte, fing an, intensiv Sport zu treiben, er kleidete sich neu ein, legte sich eine andere Frisur zu. Er war schon immer ein charmanter, charismatischer Mann gewesen, nun war er geradezu schön.

Und er wurde gewählt. Es ging eine starke Ausstrahlung von dem Paar aus, es verkörperte die Hoffnung der sozial orientierten, vereinten, multikulturellen Linken, den europäischen Gedanken – und erotische Leidenschaft. Die große Liebe erwies sich wieder einmal als Verkaufsschlager.

Es war nicht von Dauer.

Lehman begriff sehr bald, dass er einen nicht wiedergutmachenden Fehler begangen hatte. Statt einer beständigen und verlässlichen Frau hatte er jetzt eine Trophy Wife, auf die er nicht zählen konnte, eine Kindfrau, mit deren Selbstzweifeln und Seelenzuständen er sich künftig beschäftigen musste. Die Eigenschaften, die er an ihr geliebt hatte – sie war eine hypersensible, ausdrucksstarke, mutige Schauspielerin –, offenbarten im Alltag ihre Kehrseite. Hilda konnte egozentrisch, kapriziös und labil sein, besessen von ihren Rollen, aber auch unselbstständig, abhängig von ihrem Mann, von ihrem Agenten, von der Anerkennung eines Umfelds, das ebenso schnell fallen ließ wie umarmte. Als die Leidenschaft verflogen und der Taumel vorüber war, als sie sich in ihrer ehelichen Routine eingerichtet hatten, unterschieden sie sich nicht mehr groß von anderen etablierten Paaren, die ihre sexuelle Buchhaltung führen: Wie häufig hatten sie sich im Laufe der letzten zwei Jahre ge-

liebt? Wie häufig waren sie sich dabei wirklich *nahegekommen*? Und wenn sie Sex hatten, wie lange dauerte er? Genossen sie ihn? Wie oft am Tag dachten sie an Sex? Vertrug sich der Gedanke an Sex mit der Ausübung von Macht? Mit dem Verlust der Macht? Spielte nach mehreren gemeinsamen Jahren die Lust noch eine Rolle? Und wenn nicht, ging man dann zu einer Paartherapeutin, ließ man sich scheiden oder schraubte man die sexuellen Bedürfnisse herunter, um *Heim und Herd* zu wahren? Konnte man sich einem Therapeuten anvertrauen, wenn man Staatspräsident war? Wie lange würde die Ehe ohne Sex noch Bestand haben? Lehman konnte sich kaum erinnern, wann er zum letzten Mal mit Hilda geschlafen hatte. Fehlte es ihm? Nein – und das war zweifellos der traurigste Befund.

Er hatte sich bald von der Bürde des Präsidentenamts erdrückt gefühlt, für intime Momente mit seiner Frau konnte er sich immer seltener Zeit nehmen. Im Gegensatz zu anderen Präsidenten, deren Sexualität während ihrer Zeit als Staatsoberhaupt neuen Auftrieb erhielt, ließ Lehmans Libido nach. Hilda gestattete sich nie eine Bemerkung darüber, aber er spürte ihre Enttäuschung, wenn sie sich die wenigen Male, die sie das Ehebett teilten, schwer atmend auf ihre Seite rollte. Er nahm es ihr übel, dass sie ihm durch ihre Jugendlichkeit und die Selbstverständlichkeit, mit der sie nackt durchs Schlafzimmer lief, diesen Leistungsdruck auferlegte. Sein Körper, versteckt unter Bettlaken, ohne Verlangen und Energie nach dem täglichen Sitzungsmarathon, konnte nicht mehr auf Kommando für einen Orgasmus sorgen. Darüber sprechen konnte er mit niemandem, nicht einmal mit seinem Hausarzt, er glaubte sich zu inne-

rer Einsamkeit verdammt und schrieb dies seiner Machtposition zu, dabei offenbarte sich darin nur die plötzliche Unfähigkeit, einen Körper zu begehren, der ihn so gründlich um den Verstand gebracht hatte, dass er imstande gewesen war, zu zerstören, was er ein Leben lang aufgebaut hatte: ein tiefes gegenseitiges Verständnis und ein Vertrauen, das ihm in Hildas Bett wertlos und langweilig erschienen war. Die sexuelle Anziehung, diese trügerische Utopie, diese gefährliche Illusion – ein paar Jahre später blieb ihm von der einst so unbändigen Anziehungskraft nicht einmal eine vage Erinnerung. Er hatte Hilda heiraten wollen, um ihr seine Liebe zu beweisen, dabei ging es bei einer Eheschließung in erster Linie um das Abenteuer des Alltags oder, mit viel Glück, um ein Abenteuer der Gefühle. Würde man mit fünfzig sterben, wäre ein auf dreißig Jahre begrenztes gemeinsames Leben erträglich. Mit zunehmender Lebenserwartung war so etwas nicht nur unvorstellbar, sondern widernatürlich geworden. Lehman traf nur auf unglückliche, frustrierte Paare, zerrissen zwischen der Liebe zu ihrer Familie und dem Wunsch nach Alleinsein, zwischen Sicherheit und Freiheit, und lediglich die Polygamie bot sich als erträgliche Lebensform an.

André Maurois hat gesagt: »Was spielt es für eine Rolle, ob ein Glück unecht ist, solange man es für echt hält?« Hilda und ich sehen uns praktisch nie, außer bei wichtigen offiziellen Anlässen und bei Fototerminen, die den gutgläubigen Lesern beweisen sollen, dass wir ein glückliches Paar sind.

Sie konnten es noch sein, an guten Tagen, vor allem wenn sie mit Anna zusammen waren. Sie schwärmten von den Fortschritten, den sportlichen Leistungen, der grazilen Erscheinung ihrer Tochter: Manchmal genügt ein Kind, um die Risse einer Beziehung zu kitten. Mittlerweile lebten sie mit der Kleinen in einem Apartment im 7. Arrondissement wortkarg nebeneinanderher; sie gaben Diners, zu denen sie die B-Prominenz aus Politik und Filmbusiness einluden, sie besuchten subventionierte Theater und sahen sich Stücke an, bei denen Lehman regelmäßig einschlieft. Manchmal saßen sie im Wohnzimmer auf dem Sofa und schauten sich in fast zärtlicher Eintracht einen Dokumentarfilm oder eine Serie an, und er kraulte ihr den Kopf oder die Unterarme, wie man einen Hund kraulen würde.

Im Leben eines verheirateten Paars kommt der Zeitpunkt, an dem es in einer angenehmen Behaglichkeit, einer tröstlichen Zuneigung erstarrt, das ist angenehm, friedlich, wohlthuend. Man unterhält sich mit einer etwas aufgesetzten Zärtlichkeit, man streichelt sich noch ein wenig. Der eine ist für den anderen zu einer Art Haustier geworden.

### 3

Lehman ging, eine Flasche Rum in der Hand, aus der Küche ins Arbeitszimmer. Er ließ sich in seinen Sessel sinken, griff zum Diktafon und räusperte sich.

Ich glaube, dass mein politisches Engagement eine Überlebensstrategie war. Ich war neun, als meine Mutter, eine Bildhauerin, meinen Vater verließ, um einem Künstler nach Norwegen zu folgen, wo sie ein neues Leben begann, weitere Kinder bekam und sich bis zu meinem 18. Geburtstag nicht mehr in Frankreich blicken ließ. Meine Großeltern, kommunistische Juden aus Osteuropa, kämpften in der Immigrantenbewegung FTP-MOI im bewaffneten Widerstand gegen die deutschen Besatzer. Mein Vater, Abraham Lehman, wollte der Politik entkommen, er glaubte weder an Gott noch an den Kommunismus. Er lachte viel und brachte Menschen oft zum Lachen, aber er schaffte es nicht, daraus einen Beruf zu machen, und eröffnete schließlich im 20. Pariser Arrondissement einen Laden mit Kostümen, Masken und Scherzartikeln. Er verkleidete sich gern und dachte sich lustige Szenen aus, mit denen er seine Kinder unterhielt und vielleicht auch seinen Kummer verdrängen konnte, über den er nicht sprach – Gefühle zeigte man nicht. Wenn ich aus der Schule kam, empfing er mich nicht selten mit einer roten Perücke

auf dem Kopf oder als Superheld geschminkt. Mir war dieser exzentrische, wunderliche Vater immer ein wenig peinlich, denn ich war ein sehr reflektiertes Kind, stets auf der Suche nach Ordnung und psychischer Stabilität. Mein Vater nannte mich oft spöttisch »die französische Justiz«.

Nachdem meine Mutter fort war, zog meine Großmutter väterlicherseits bei uns ein, um meinen Vater zu unterstützen, und sie ging so energisch ans Werk, dass ich im Wesentlichen von ihr erzogen wurde. Diese ungeheuer starke, rebellische Frau und mittellose kommunistische Aktivistin nahm mich überall mit hin, zu Kundgebungen, zu Versammlungen, in literarische Cafés – sie schrieb ein wenig, hauptsächlich politische Gedichte, die sie in kleinen Zeitschriften veröffentlichte. Sie stammte aus einer streng religiösen jüdischen Familie – ihr Vater war in Polen ein bedeutender Talmudlehrer gewesen –, aber sie hatte sehr früh mit dem Glauben gebrochen und sich den Jungkommunisten angeschlossen. Sie ermunterte mich unablässig zum Lesen, mit zwanzig kannte ich sämtliche Werke von Lenin und Karl Marx.

Lehman war nacheinander Mitglied in der Revolutionär-Kommunistischen Liga (eine Jugendsünde, gestand er sich ein), antirassistischer Verbandsaktivist, Regionalrat, Sprecher der Sozialistischen Partei, Abgeordneter, Minister für Wirtschaft und Finanzen – ein nahbarer Politiker, agil, gefühlsbetont, einer von denen, die man jede Woche in der Provinz auf Bauernmärkten oder an Fabrikatoren Seite an Seite mit den Arbeitern antrifft. Die Karikatur, die seine Gegner von ihm zeichneten – einer aus der herrschenden Clique, der sich an die kapitalistische Elite verkauft hatte –,

brachte ihn zur Weißglut. Wie einst Léon Blum musste er sich von seinen Gegnern anhören, er habe »nicht genug französische Erde unter den Sohlen«. Dabei war er ein Kämpfer der ersten Stunde, er kannte alle Gesichter Frankreichs, auch die hässlichsten – und er liebte sie alle. Im Laufe seiner beiden Wahlkampagnen hatten sogar antisemitische Karikaturen die Runde gemacht, auf denen er als groteske kleine Marionette mit Hakennase abgebildet war, deren Fäden abwechselnd von den Rothschilds und der »US-amerikanisch-zionistischen Achse« geführt wurden. Lehman, der sich auf die Geschichte der Linken spezialisiert und eine Dissertation über das Verhältnis von Recht und Ökonomie in der marxistischen Theorie verfasst hatte, der darüber hinaus durch eine viel beachtete politische Kolumne bekannt geworden war, hätte diese Verschwörungstheorien als Absurdität abtun können, hätten sie nicht so verhängnisvolle Folgen gehabt: Fast täglich erhielt er Morddrohungen und Briefe antisemitischen Inhalts.

Als er seine Kandidatur für die Präsidentschaftswahlen bekannt gab, wurden vielerorts Zweifel laut, ob er aufgrund seiner Persönlichkeit fähig sei, Menschen um sich zu scharen. Er kam aus einfachen Verhältnissen, hatte über öffentliches Recht promoviert, war zwei Mal bei den Aufnahmeprüfungen der Elitehochschule ENA durchgefallen, und er war Jude; einer seiner politischen Gegner hatte sogar öffentlich behauptet, er sei nicht bodenständig genug, er verkörpere nicht das ländliche Frankreich, an dem das Herz der Franzosen hänge. Doch die Franzosen hatten ihm bewiesen, dass es einem Juden sehr wohl möglich war, das höchste Staatsamt zu bekleiden. Ein linker Jude wurde gewählt, um

die Rechtsextremen zu verhindern, gewählt mit einundfünfzig Prozent der Stimmen. Das hatte Symbolwert.

Lehman war eine Überraschung gelungen, niemand hatte es kommen sehen. Durch seine freimütigen Äußerungen hatte er die Unentschlossenen und Nichtwähler für sich gewonnen. Für seinen Wahlsieg war nicht nur das Bündnis des Front Républicain verantwortlich, sondern auch ein hervorragend organisierter Wahlkampf mit dem Motto: Lehman, *Mann unseres Vertrauens*. Eine Zeit lang hatte er sich als Mann der Stunde präsentiert, als Erbe von Premierministern wie Pierre Mendès France oder Pierre Bérégovoy, die die französische Wirtschaft modernisieren und zugleich die soziale Gerechtigkeit erhalten wollten. Fünf Jahre habe ich dem Allgemeinwohl gedient, aber als Staatsoberhaupt habe ich sehr bald die Antiquiertheit und die Verkrustungen der sozialen Strukturen kennengelernt – und das Trägheitsmoment. In der Politik wirft man einmal Errungenes nicht so leicht über Bord, man baut immer auf bereits bestehende Grundlagen auf. Ein Mandat ist kein weißes Blatt, auf das der Neugewählte ohne Einwände oder Widerstand seine Vision schreibt, es ist bestenfalls eine Anpassung, eine Korrektur.

Er hatte die ganze Welt bereist und sich mit ausländischen Staatschefs getroffen, als Vertreter eines Landes, das aus seiner Sicht durchaus Einfluss besaß. Er war den Herausforderungen gewachsen gewesen, als nationale Tragödien Frankreich erschütterten, aber er hatte weder große Sozialreformen noch die verheißene Modernisierung durchsetzen können.

Wie jeder amtierende Präsident musste Lehman permanenter Kritik begegnen. Zuweilen auch blankem Hass. Seine Beliebtheitswerte waren mit der Zeit drastisch gesunken, der Großteil seiner Mitstreiter hatte ihn fallen lassen. Zwar hatte ihn die Parteiführung zum Spitzenkandidaten nominiert, doch die Wortführer der Linken verweigerten ihm die Unterstützung, und so wurde er nicht wiedergewählt. Die Franzosen favorisierten eine Kandidatin aus dem Hardliner-Flügel der *Républicains*: Mit nur zweiundvierzig Jahren wurde die Tochter gut situerter Landwirte und Absolventin der *École polytechnique* zur ersten Staatspräsidentin Frankreichs erkoren. Der Wahlkampf war mit harten Bandagen und großer Schärfe geführt worden. Lehman, gnadenlos geißelt von der extremen Linken, die auch vor antisemitischen Untertönen nicht zurückschreckte, kritisiert von der eigenen Partei, die ihn des politischen Opportunismus beschuldigte, weil er ein Bündnis mit der Mitte forderte, schutzlos angesichts populistischer und nationalistischer Strömungen, stand auf verlorenem Posten, es wurde einsam um ihn. Nichts ahnend hatte er die jungen Technokraten mit ihren neuartigen Strategien herankommen sehen, wie sie gekonnt die sozialen Netzwerke bespielten und mithilfe von KI einen offensiven, modernen, interaktiven Wahlkampf führten, den er im privaten Kreis verächtlich »faschistische Propaganda 2.0« nannte. Er selbst hatte sich für eine klassische Kampagne mit Flyern und Plakaten entschieden, die nur von einer minimalen Online-Präsenz begleitet wurde. Und wo immer er auftrat, prangerte er die schädlichen Auswirkungen der Netzwerke an, doch die Angriffe fielen auf ihn zurück. Wer in der Politik alt wurde,

musste unter anderem erkennen, dass das, was früher einmal funktioniert hatte, vollkommen wirkungslos und unzeitgemäß geworden war. Lehman? *Der Mann ist Geschichte.*

»Die längsten sieben Minuten meines Lebens« – so fasste Lehman die Rede zusammen, die er nach seiner Wahlniederlage gehalten hatte. Er war vor das Rednerpult getreten mit einem Manuskript, von dem er nicht eine einzige Zeile selbst geschrieben hatte; ihr Verfasser war Éric de Mérieux, sein Kabinettschef, und redigiert hatte sie ein junger ENS-Absolvent. Doch dann formulierte Lehman spontan um. Abgespannt und enttäuscht, aber mit wachem Blick, beschwor er auf dem Podium seine Liebe zu Frankreich, zu den Werten der Linken und der Republik. Er betonte die Notwendigkeit, im übergeordneten Interesse eines Landes, das ihm alles gegeben habe, gesellschaftliche Spaltungstendenzen zu überwinden. Schließlich übernahm er die volle Verantwortung für das Scheitern seiner Kandidatur – es wurde die beste und ergreifendste Rede seiner langen Karriere.

Danach fuhr er nach Hause, wo er den Nachmittag, schwankend zwischen Wut und Verbitterung, mit seinen engsten Mitarbeitern und Freunden verbrachte (ein paar verrückte Minuten lang dachte er sogar daran, sich das Leben zu nehmen). Er rief seine Nachfolgerin an, die für all das stand, wogegen er gekämpft hatte. Mit sadistischer Ironie riet er ihr, sie möge die letzten Momente der Ruhe bewusst genießen, denn nach ihrem Amtsantritt werde die Ernüchterung sie rasch einholen. Schon nach wenigen Wochen werde sie begreifen, dass sie über die Ereignisse, die auf

sie zurollten, keinerlei Kontrolle habe, sie werde die Realität nicht ändern können, und sie werde allein sein, immerfort allein, werde auf niemanden zählen können: »Wenn Sie im Élysée einen Freund haben wollen, legen Sie sich einen Hund zu.«

Ich habe beschlossen, mich aus der Politik zurückzuziehen – das ist der schwierigste Satz, den ich jemals habe aussprechen müssen.

Die Wochen, die Monate, die Jahre, die auf eine politische Niederlage folgen, sind vergleichbar mit der Zeit nach einem Trauerfall – warum sich etwas vormachen? Man glaubt, man käme nie darüber hinweg. Jedes Zusammentreffen mit Menschen erinnert einen daran, dass man gesellschaftlich tot ist. Dass man in einer Welt, in der man Einfluss hatte, zum Nebendarsteller geworden ist. Der Verlust der einstigen Macht ist eine existenzielle Herausforderung.

Sicher, einige Vergünstigungen waren ihm geblieben: eine jährliche Pension in Höhe von 75.000 Euro, zu der sich ein Monatsgehalt von 13.500 Euro gesellte, das er als Mitglied des Verfassungsrats erhielt; zwei Polizeibeamte, die rund um die Uhr für seine persönliche Sicherheit sorgten; ein Dienstwagen mit zwei Fahrern; ein dreihundert Quadratmeter großes Büro in der Rue de Ponthieu, inklusive mehrerer Mitarbeiter. Doch das alles wog nicht die brennende Enttäuschung darüber auf, dass er keine wichtigen, das Schicksal der Nation betreffenden Entscheidungen mehr fällen durfte, dass er nicht für eine zweite Amtszeit gewählt worden war, dass er nicht hatte überzeugen können.

Das politische Leben hat mir überwältigende Höhepunkte geboten, aber auch für Tiefschläge, Frustrationen und Zerstörung von Vertrauen gesorgt.

Nach seinem Rückzug erlebte er, wie zahlreiche Staatsbeamte sich dem Regierungskabinett der rechten Hardliner anschlossen: Opportunismus oder persönliche Rache? Er hatte die ENA-Absolventen immerhin oft genug gedemütigt, nur weil er selbst keiner war. Lediglich drei frühere Mitarbeiter waren an seiner Seite geblieben: sein Anwalt, Mathieu Brassard, dreiundfünfzig Jahre alt, eine Koryphäe für Strafrecht, der damals einen Posten in seiner Regierung abgelehnt hatte, sein ehemaliger Büroleiter Éric de Mériex, ein sechzigjähriger Ex-Präfekt, schweigsam und diskret, und der siebzigjährige Paul Labrun, sein ältester Berater, ein gefürchteter Autodidakt und genialer Spaßvogel, vor allem aber einer der besten Kenner der politischen Szene und die rechte Hand mehrerer Ex-Präsidenten.

Seitdem musste er tagtäglich gegen die Langeweile ankämpfen; die vielen ungewollten Mußestunden ließen sich nur noch durch eine Aneinanderreihung austauschbarer Termine füllen. Jeden Morgen loggte er sich auf der Website des Élysée-Palasts in den Kalender der Präsidentin ein und ließ sich deren Telefonate, Staatsempfänge und Auslandsreisen anzeigen. Eine Form von Leben, die ihm fehlte.

Ich habe das Leben von seiner aufregendsten Seite kennengelernt – was kann ich jetzt noch von ihm erhoffen?

Er lud vormalige oder aufstrebende Berühmtheiten aus Literatur und Politik, denen er Ratschläge erteilte, zum Essen ein, hielt auf der ganzen Welt Vorträge, für die er mehrere Zehntausend Euro kassierte, und er las viel, vorwiegend politische Memoiren, die ihn auf seine eigene Einsamkeit zurückwarfen. Alle Ex-Präsidenten überhöhten im Nachhinein mit falscher Bescheidenheit ihr eigenes Wirken und strickten am Narrativ vom hingebungsvollen Dienst am Staat, auf den ein überschwänglich glorifiziertes *neues Leben* folgte. In Wirklichkeit verlor nach dem Verlust der Macht alles andere an Bedeutung. Lehman wusste nur zu gut, dass die offizielle Version, die die Staatenlenker nach ihrem Rückzug in Buchform veröffentlichten, um nicht ganz in Vergessenheit zu geraten, von Hochmut vergiftet war und keiner darin seine wahren Gefühle zum Ausdruck brachte – den Sturz ins Leere, in die Einsamkeit, die Bitterkeit und die Angst, nicht mehr gebraucht zu werden. Dabei hätten sie alle vorbereitet sein müssen, denn kaum an der Macht, hatten sie schon zwanghaft gegrübelt, wie es sein würde, sie zu verlieren.

Die Organisation seines Abgangs und die Übergabe der Amtsgeschäfte gehörten zu den schmerzlichsten Augenblicken seiner fünfjährigen Regierungszeit. Lehman erlebte sie wie in Trance, das Gehirn vom Alkohol und den Beruhigungsmitteln betäubt, er brauchte schließlich einen Ersatz für die natürliche Endorphinausschüttung, die ihm die Verantwortung und die Anerkennung auf dem Gipfel der Macht beschert hatten. Zehn Tage nach Bekanntgabe der Wahlergebnisse herrschten im Élysée-Palast zeitweise chaotische Verhältnisse, weil mehrere Angestellte sich weigerten, unter einer ultraliberalen Präsidentin zu arbeiten, die eine

repressive Sicherheitspolitik vertrat. Die Verwaltung hatte bereits alles für die neue Amtsinhaberin vorbereitet, der Teppichboden war schamponiert, die Schreibtische waren aufgeräumt, sämtliche Schriftstücke in Berge von Kisten gepackt, die sich in der Mitte der weitläufigen Räume stapelten und daran erinnerten, dass jeder, der hier wohnte, für die Archive nur ein zeitweiliger Gast war. Lehman hatte verlangt, dass bei seinem Auszug alle Bürotüren geschlossen bleiben sollten, und war wie ein Schatten durch die Flure geeilt. Er wollte nicht gesehen werden. Am letzten Tag begleitete ihn seine Nachfolgerin nicht bis zum Wagen, weil er ihr den Handschlag verweigert hatte. Wozu noch eine höfliche Fassade wahren? Sie hassten sich. Auf dem Rücksitz seines Wagens ließ Lehman seiner Wut freien Lauf. Politische Krisen konnte er meistern – seine Gefühle nicht.

Und dann war da diese kleine zittrige Hand, die er zum Abschied durch das Fenster der Limousine schob – das war alles, was von ihm bleiben würde, diese kleine Hand, die internationale Verträge unterzeichnet, Hände von Staatsoberhäuptern gedrückt, den Körper der anspruchsvollsten Frauen gestreichelt hatte und die jetzt ins Leere winkte, wie zum Zeichen der Kapitulation. Selbst seine Wähler würden ihn vergessen.

Gibt es etwas Schrecklicheres, als sich tot zu fühlen, während man noch am Leben ist?